

Mehr Gebet, weniger Predigt im Gottesdienst

Das 350-Jahr-Jubiläum des «Book of Common Prayer» war Anlass für eine liturgische Fachtagung in Zürich

**Letzte Woche hat das Berner Kom-
tenzzentrum Liturgik in Zusammen-
arbeit mit der Theologischen Fakul-
tät Zürich den kirchlichen Charakter
der Liturgie zur Diskussion gestellt.
Gefragt wurde auch nach Ansätzen
für einen erneuerten Gottesdienst.**

Herbert Pachmann – Den kirchli-
chen Charakter der Gottesdienste
in Frage zu stellen ist nicht so ab-
wegig, wie es zunächst scheint.
Die Geister scheiden sich be-
kannlich schon bei der Frage, ob
Liturgiekommissionen und Kir-
chenleitungen jene liturgischen
Versatzstücke aufnehmen sollen,
die sich in der Praxis finden, oder
ihrerseits Vorgaben leisten müs-
sen, um dem Gottesdienst ein ver-
gleichbares Gesicht und minimale
Standards zu verleihen. Formt die
Kirche die Liturgie, oder verleiht
die jeweilige Gottesdienstpraxis
der Kirche ihre Identität?

Am Vormittag hatten Spezia-
listen, jeweils aus der anglika-
nischen, methodistischen, christ-
katholischen, lutherischen und
reformierten Tradition, einen aka-
demischen Diskurs zu den For-
schungen am anglikanischen Pra-
yer Book und dessen Wirkungen
geführt. Dass das Book of Com-
mon Prayer als feste Form bis
heute gültig im Gebrauch und da-
mit identitätsstiftend für den Got-
tesdienst ist, musste gerade Refor-
mierten ein Staunen entlocken.
Damit war die Frage nach der
Spannung von Tradition und litur-
gischer Freiheit gestellt.

Unterschiede bewusst machen
Bernd Wannewetsch, Praktologe
in Aberdeen, wies nach, dass es die
politische Dimension des Prayer
Book war, die für den Gottes-
dienst konstitutiv wurde. Damit
konnte die Differenz von Christ
und Bürger aufgehoben, ziviles
wie religiöses Leben als Einheit
gefasst werden. Gerade dies be-
wahrte den Gottesdienst vor Pri-
vatisierung und Individualisierung.

Der Leipziger Praktologe Alex-
ander Deeg betonte, dass sich der
anglikanische Gottesdienst als ge-
meinsames Gebet verstehe, wäh-

rend dies im deutschsprachigen
Bereich verdrängt wurde und zu
einer Homilisierung der Liturgie
geführt habe. Deeg plädierte da-
für, die Einheit des evangelischen
Gottesdiensts nicht in Strukturen
zu suchen, sondern in einer Aus-
richtung am gemeinsamen Gebet.

Er nannte es einen «Wort-Wech-
sel, der sich als Leben verän-
dernd, auftriftend und heilsam
erweist, weil er die Begegnung
mit Gott bedeutet.» Es gelte, eine
neue Erwartungshaltung sowie
eine Kultur des Betens zu för-
dern. Dafür brauche es «ein Buch,
das nicht einfach nach dem Le-
gosystem mit unterschiedlichen
Strukturen spielt, sondern Textzu-
sammenhänge im Kontext schlus-
siger Feiertamaturge bietet, die
durch ihre sprachliche und theo-
logische Qualität überzeugen.»

Wannewetsch illustrierte auch
Unterschiede im Erleben: Im an-
glikanischen Gottesdienst sei die
Gemeinde präsent und lasse sich
auf Gebet und Liturgie ein. Im
deutschsprachigen Protestantismus
hingegen verstünden sich die Kir-
chenmitglieder als aufgeklärte Bür-
ger, die eine innere Distanz zum
Gottesdienst halten und diesen im
Vollzug immer auch reflektierten.
Es fehle, so Wannewetsch, das
vorgetragene, gehörte und un-
ausgelegte Wort. «Nur wenn sich
Gemeinde diesem freibleibenden
Wort aussetzen kann, bleibt sie un-
behehlt und offen für das Wirken
des Heiligen Geistes.»

Liturgie entlastet
Am Nachmittag wurde die Facha-
gung zu einem öffentlichen Sym-
posium, an dem rund 40 Pfarrper-
sonen teilnahmen. Nachdem die
bekannte Wortlastigkeit unserer
Gottesdienstes mehrfach beklagt
worden war, ging man daran, Mög-
lichkeiten und Chancen für eine
zeitgemässe Liturgie zu diskutieren.

Liturgie, so ein Teilnehmer, sei
der Form nach die Unterbrechung
der Verkündigung, inhaltlich aber
ein Vorgang der Bundeserneue-
rung, der sich im Bezeugen und
Bekennen äussert. Der deutsche
Liturgiker Thomas Roscher mahn-

te an, dass Liturgien nicht nur der
gewandelten Situation gerecht wer-
den, sondern auch die Einheit der
Kirche stärken sollten.

Wannewetsch wiederum beton-
te die Entlastungsfunktion von be-
währten Texten. Der anhaltende
Produktionsdruck für die Pfarren-
schaft werde damit vermindert.
«Klare Liturgien sind auch für die
Gemeinde eine Betreuung, weil
sie nicht mehr der Gängelei ihrer
Pfarrer unterworfen bleibt. Sie
sind also ein Freiheitsgewinn für
beide Seiten.»

Gottesdienst als Heimat

Die Berner Praktologin Angela
Berlis brachte den Begriff «Hei-
mat» ins Spiel: Ein fester Ritus so-
wie die Wiedererkennbarkeit der
Liturgie könne Geborgenheit, Ver-
trautheit und damit eine geistliche
Heimat schaffen. Frank Mattwig
vom Kirchenbund blieb skeptisch
und legte Wert auf eine Unterschei-
dung von Vertrauen und Vertrau-
heit. Vertrautheit könnten Men-
schen auch mit Liturgien schaffen.

Vertrauen hingegen sei ein Risiko-
begriff, der zunächst einmal ins
Leere gehe. Im Zentrum des Got-
tesdiensts solle nicht Vertrautheit,
sondern Vertrauen stehen.

Hans Conradi relativierte die
Machbarkeit von Gottesdienst
und fragte nach dem Feiern, «bei-
dem ich mir ein Stückweit ent-
nommen bin und in eine Gottes-
begegnung eintauche. Ich habe so

viele gemachte Gottesdienste er-
lebt, aber wenig gefeierte. Wie
also kommen wir zum Feiern?»
Roscher nahm den Faden auf und
konstatierte: «Es fehlt uns an er-
fahrungsgesättigter Sprache, die
über die Grenzen des Erklärbaren
hinausreicht. Mit einer geisterfüll-
ten, existenziell bewegten Spra-
che liesse sich auch das nicht Er-
klärbare feiern.»

Der Zürcher Praktologe Ralph
Kunz knüpfte daran an: «Die Char-
ce für solch eine Sprache könne in
einer Annäherung an die Abend-
mahlsfrömmigkeit liegen.» Deeg
konnte in diesem Zusammenhang
nachweisen, dass in der gesamten
Ökumene eine neue Sehnsucht
nach alten «heiligen Texten» wahr-
nehmbar sei. Das unterstreiche die
Notwendigkeit des von Interpreta-
tionen frei bleibenden Wortes im
gottesdienstlichen Feiern.

Konsens und Bedenken

Es schien Konsens, dass eine litur-
gische Erneuerung des Gottes-
diensts nötig sei, die gegenwärtige
Pluralisierung liturgischer Milieus
diese jedoch erschwere. Zudem
gebe es die Angst vor einer Reka-
tholisierung der Gottesdienste.
Die Voten und unterschiedlichen
Ansätze der Tagung blieben weit-
hin unverbunden nebeneinander
stehen. Einwände gab es aller-
dings dagegen, Predigt und Litur-
gie ausschliesslich als Gegensatz
zu verstehen.



Foto: medienpark/Pfander

Wort-Wechsel als Begegnung mit Gott. Es gelte, so Alexander Deeg, eine neue Erwartungs-
haltung sowie eine Kultur des gemeinsamen Betens zu fördern.